Die Stille einer abgelegenen, gebüschumsäumten Bank umfängt die drei. Kurz und kühl entwickelt der Holländer seine Pläne. Soeben hat seine Gesellschaft die Verschmelzung mit der großen französischen Maschinen- und Kraftwagenfabrik beschlossen. Nur scheinbar würde jedes der Unternehmen selbständig weiter arbeiten. Vorsichtig setzt er auseinander, daß man Abnehmerkreise in Deutschland brauche. Gegen französische Erzeugnisse herrsche noch immer Mißtrauen, holländischen stehe man freundlich gegenüber. Zwar gebe es unangenehme Leute, welche die Menge mit dem Schlagwort „Passivität der Handelsbilanz" zu schrecken suchten. Darum brauche man einen Direktor, der neben dem kaufmännischen Leiter dem Unternehmen in Deutschland den Erfolg sichere.

Der Holländer spricht sicher und überzeugend. Ab und zu hält er inne, um dem Reichsgrafen Gelegenheit zu einer vorsichtig tastenden Frage zu geben. Als er die glänzenden Lebensmöglichkeiten des neuen Direktors schildert, wendet er sich mehr an die Frau, in deren Augen ein sehnendes Feuer zu flackern beginnt.

„Der Mann muß gute Verbindungen haben und gegen jedes nationale Mißtrauen gefeit sein", schließt van Medden und erwartet ein Anerbieten.

Im Gebüsch zirpt ein Vogel. Sonnenstrahlen schwingen zwischen den Dächern. Sonst herrscht Schweigen.

Mit einem zufriedenen Lächeln steht der Holländer auf. Er weiß die unschlüssige Haltung des andern richtig einzuschätzen. „Besprechen Sie mit Ihrer Gattin, lieber Graf, unter welchen Bedingungen Sie den Posten annehmen wollen. Ich erwarte Sie im Restaurant beim Tee."

Mit sicherem Schritt geht er von dannen. Auch das Paar ist aufgestanden. Schweigend schlägt es die entgegengesetzte Richtung ein. Des Mannes unsichere Blicke klammern sich an seine Gefährtin. Im Wirbelsturm ihrer Gedanken kommen sie zu dem Raubtierhause zurück.

Dort stauen sich die Menschen. Kräftige Wärter rollen einen fleischbeladenen Wagen an den Zwingern vorüber und stecken jedem Gefangenen ein großes Stück durch das Gitter.

Gierig stürzen Leopard und Jaguar auf ihren Teil. Knurrend drängt sich die Löwin an ihren mähnengewaltigen Eheherrn, weil vor ihm ein blutiges Rippenstück gereicht wird. Nur der Königstiger liegt hinter seinem Pfeiler und schaut voll Verachtung auf die Menschen. Fliegen summen um das große Fleischstück, das der Wärter in seinen Zwinger gestoßen hat.

Allmählich zieht die Schaulust den Menschenschwarm weiter zu den Bären. Nur ein Paar bleibt stehen und sieht auf den Tiger. Wie gebannt trinken Edgars Augen die Haltung des königlichen Tieres.

„Merkwürdiges Geschöpf!" sagt die Frau.

Des Mannes Brust dehnt sich. „Ich verstehe ihn." Einen Augenblick lastet Schweigen zwischen den beiden. Dann sagt er bestimmt: „Du kehrst am besten gleich nach Hause zurück. Ich bringe van Medden Deine Absage. Es erleichtert mir die Ablehnung seines Vorschlages." Das schmerzliche Zucken um den Mund der geliebten Frau erpreßt ihm einen kurzen Seufzer. „Uebrigens" — ganz langsam kommen die Worte — „werde ich meine Bedenken gegen eine Reise mit Tante Vicky zurück stellen. Ich bin Dir wohl eine kleine Entschädigung schuldig."

Noch einen langen, dankbaren Blick wirft er auf den ruhig liegenden Tiger, hebt den Hut und geht.

Die Reichsgräfin bleibt im Sonnenscheine auf einer Bank zurück und liest noch einmal den Brief, in dem von ihrer Schönheit ebenso viele Worte stehen wie von den letzten Rennerfolgen und dem neuen, üppigen Jagdschlosse des Schreibers. Der letzte Blick ihres Mannes brennt noch in ihrem Herzen. In festem Entschlusse zerreißt sie den Brief und tritt den Heimweg zu ihrem bescheidenen Häuschen an der Kirchengracht an.

Leer ist es vor dem Zwinger des Königstigers. Langsam steht das gewaltige Tier auf, schreitet majestätisch zu dem Gitter, zerrt das fliegenumsummte Fleischstück hinter den Pfeiler und verbirgt seine Erniedrigung wieder vor der Schaulust der Menge.

Hygiene der Kleidung.

Von Henriette Altenkirchen.

Die menschliche Kleidung ist der Ersatz für Haare und Federn in der Tierwelt und hat somit bedeutende Aufgaben zu erfüllen. Ihre wichtigste ist, auf Grund ihrer physikalischen Eigenschaften den Wärmehaushalt zu regulieren: sie verhindert eine zu große Wärmeabgabe des Körpers bei dem ständigen Wechsel thermischer Verhältnisse, wie sie Kälte und scharfe Winde mit sich bringen.

Auf die Erhöhung der Hauttemperatur hat nicht nur die Außenluft Einfluß, sondern auch die Mahlzeiten und die Leistungen mechanischer Arbeit. Sie findet ihren Ausdruck in der vermehrten Wasserabgabe des Körpers durch schnellere Atmung und Schweißabsonderung. Die Verdunstung dieser Wassermengen darf durch die Kleidung nicht gehemmt werden, wenn die Leistungs- und Bewegungsfähigkeit, die Arbeitsfreudigkeit des Menschen normal und maximal sein sollen. Auch in heißen, tropischen Ländern, wo die Frage des Wärmeschutzes ihre Bedeutung verliert, kann der Kulturmensch die Kleidung nicht entbehren. Sie ist hier nicht nur von ästhetischer, sondern von ebenso großer gesundheitlicher Bedeutung. Der Europäer ist weit empfindlicher gegen die starke Wirkung der Sonnenstrahlen als der Neger, die Lichtstrahlen dringen durch die helle Haut tiefer als durch die dunkle.

Die Erfahrungen der heutigen Wissenschaft von der Beschaffenheit der Stoffe ermöglichen eine Kleidung, die sowohl der Gesundheit als dem Schönheitsgefühl des Menschen gerecht wird. Hier kann nun die Frage gestellt werden: welche Substanz ist dem Körper am zuträglichsten?

Die wollene Unterkleidung war einmal Trumpf und gilt bei vielen heute noch als die allein seligmachende. Sehr zu Unrecht. Mit leichtem Schauder gedenken wir der Epoche der Jägerhemden. Die Wolle ist stark wärmehaltend und aufsaugend, bei großer Kälte und bei Hochtouren wird sie in der Form von Wolltrikot als Unterkleidung angebracht sein, wenn die Haut auf den Juckreiz der Wolle nicht reagiert. Im Sommer sollte sie nicht getragen werden, sie erhöht durch ihre wärmehaltende Eigenschaft die Hauttemperatur und steht, was Ventilationsfähigkeit anbetrifft, hinter anderen Geweben zurück. Warmes und heißes Wasser werden auch bei größter Vorsicht ein wollenes Gewebe auf die Dauer ungünstig beeinflussen.

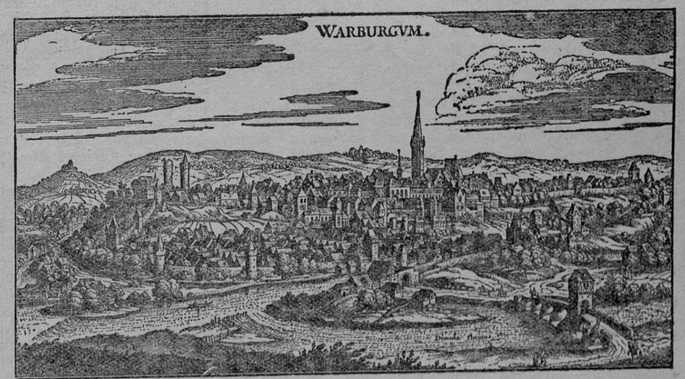
Das seidene Blusenhemd wäre für die Männerwelt das Vollkommenste in gesundheitlicher wie ästhetischer Hinsicht. Die Seide wird sich überhaupt immer mehr durchsetzen. Ihr Wärmeleitungsvermögen kommt dem der Wolle sehr nahe, ebenso ihre Elastizität und Komprimierbarkeit, während Baumwolle und Leinen darin sehr zurückstehen. Die Rauhigkeit des Seidentrikots schafft eine behagliche Isolierschicht zwischen Haut und Gewebe, und das geringe Gewicht des Stoffes und noch andere Eigenschaften prädestinieren die Seide zur vorteilhaften Verwendung für Leibwäsche. Der hohe Preis der Naturseide trat dem bisher hindernd entgegen . Die Erfindung der Glanzstoff-Seide hat aber diesen Einwand beseitigt, in ihren hygienischen Eigenschaften ist sie der echten Seide sogar noch überlegen. Während die Faser der letzteren keine Innenhöhle zeigt, ist es mit ihr gelungen, eine Faser mit Hohlraum wie bei der Wolle zu schaffen, was den hohen Luftreichtum des Gewebes verbürgt und den Wärmehaushalt des Körpers günstig beeinflußt. Sie ist imstande, genügend Feuchtigkeit aufzunehmen, ohne zu raschen Luftdurchzug zu gestatten, der eine zu schnelle Verdunstung und übergroße Abkühlung zur Folge hätte. Die besondere Wasch- und Haltbarkeit vervollständigen das Bild eines idealen Gewebes für Leibwäsche und Unterkleider.

Leinen wird durch seinen kühlen, glatten Charakter von der Haut angenehm empfunden. Es ist aber weit davon entfernt, das Ideal der Unterkleidung darzustellen. Wegen der erst genannten Eigenschaften wird es gern getragen, obgleich das Leinen gerade bei Schweißsekretionen wegen seiner mangelnden Aufsaugefähigkeit, seiner Luftarmut die Feuchtigkeit zu rasch verdunsten läßt und daher unbequem und ungünstig wirkt. Plätten, Stärken, Appretieren, Imprägnieren machen die Stoffe gänzlich luftarm, nichts ist unhygienischer als die gestärkte Hemdbrust des Mannes. Die natürliche Lüftung ist aufgehoben, die selbstverständliche Folgeerscheinung ist die Ansammlung von Feuchtigkeit, die sich schon bei mäßiger Temperatur zu Schweiß kondensiert.

Eine gesunde, rationelle und ästhetische Kleidung ist für den Menschen unbedingt erforderlich.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt



Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes

Nr. 82 | **12. Oktober 1929** | **4. Jahrgang**

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

5. Fortsetzung.)

Ein hoher Säulenportikus und eleganter Vorraum. Ein Diener, der die Mäntel und die Hüte abnahm. Schwere Teppiche und boisierte Wände. Eine breite, schwer geschnitzte Türe, die zum großen Mittelsaal des Schlosses führte, durch dessen mächtige Fenster man Terrasse und Geäst der Bäume sah.

Madernburg bat Waltherspiel, in einer Nische Platz zu nehmen, deren seidene Winkel einen Ausblick auf den raffinierten Luxus in dem großen Nebenzimmer boten.

„Verzeihung" sagte Madernburg. „Ich hole meine Frau."

Er lächelte geheimnisvoll.

Federnd und mit schnellen Schritten ging er an die Tür.

6.

Heftig zuckte Waltherspiel zusammen, als er von der Tür her Stimmen hörte.

Vielmehr waren es nicht eigentlich Stimmen, sondern nur das helle Rufen einer Frau. „Senta . . . willst du wohl gehorchen . . . Tschort wosmy . . . hierher, vorwärts."

Ein paar Atemzüge später stürzte mit gewaltigen Sprüngen eine riesenhafte Barsoihündin in den Saal, stutzte, nahm die Witterung Waltherspiels und starrte ihn bewegungslos mit blinken gelben Augen an. Ein Tier von seltener Schönheit, mit rassigem Kopf, langem aufgesperrten Fang voll mächtiger Gewehre und mit muskulösen Gliedern. Langsam, sprungbereit und lauernd wie ein Tiger, kam er näher. Hielt. Duckte sich, die Hinterhand zum Sprung gehoben.

„He!" rief Waltherspiel. „Komm hierher, mein Hund." Keine Muskel an ihm zuckte.

Da glitt sein Auge für Sekunden von dem Hunde nach dem Spalt der zwischen beiden Flügeltüren nach dem Vorsaal führte. Er erblickte einen Frauenkopf mit dunklen Haaren unter einem grauen Hut. Einen blassen, seltsam schönen Kopf, der nach ihm sah.

Der Frauenkopf im Spalt der Flügeltür verschwand. Die Lust des Tieres, Waltherspiel zu packen, schien zu wachsen. Es hatte Augen, die wie harte Edelsteine in aeflecktem Marmor waren, hell wie Bernstein, durchsichtig bis auf die Netzhaut.

Plötzlich ging die Türe auf, Madernburg erschien und rief den Hund.

Der Barsoi drehte sich sofort herum, sprang zur Tür und lief zu Madernburg.

„Verzeihung" sagte Madernburg. „Hat er sie erschreckt?" Wieder kam der Hund herein und blickte Waltherspiel mit bösen Augen an.

„Marsch. Hinaus!"

„Nett, Baron . . . Ein schöner Kerl."

„Wer hat ihn hineingelassen?"

Waltherspiel gab keine Antwort. Er dachte an den Frauenkopf. Die Schultern hob er.

„Vorwärts!" sagte Madernburg zu Senta. Er öffnete die Türe nach dem Vorsaal. „Geh!" Er kam langsam wieder und fixierte Waltherspiel. Keiner sprach ein Wort. Schließlich fuhr sich Madernburg mit seiner wohlgepflegten Rechten über Stirn und Schläfen. Er seufzte einmal. Sagte lächelnd:

„Es ist ein Kreuz, mein sehr Verehrter."

„Ich komme der Baronin ungelegen, Herr von Madernburg."

Madernburg erhob sich, holte einen goldenen Kasten mit sehr schwerer und getriebener Decke. Er reichte Waltherspiel die Zigaretten, die der Inhalt dieses Kastens waren und entzündete das Feuerzeug am Bronzepfeiler.

„Lernen Sie die Frauenpsyche kennen, bester Doktor."

Waltherspiel hob lachend seine Schultern. „Niemand kennt sie."

„Nein. Richtig. Ich dachte eben an die Worte Nietzsches: Der Mann ist böse, doch das Weib ist schlecht. Und das andere . . . von der Peitsche. Beleg: Der Orient. Dort die Frauen fett, gesund, zufrieden — rechtlos. Hier — —"

Der Diener war an Madernburg herangetreten. Er sagte mit gedämpfter Stimme etwas, das nur Madernburg verstehen konnte. Der zog seine Stirn in böse Falten. Die Augen glühten auf und wurden schwarz. „Sagen Sie — — Nein." Plötzlich stand er auf.

„Verzeihung, Dr. Waltherspiel . . ."

Versonnen inhalierte Waltherspiel den Rauch der Zigarette. Welches sonderbare Haus war dieses Latsch! Die ganze Atmosphäre. Die Baronin und der Hund. Und auch Madernburg war unergründlich: Irgendwie dämonisch, böse und verschleiert. Und dann dennoch wieder anders: Klar, scheinbar offen, herzlich und humorvoll.

Uebrigens, was war denn das? Waltherspiel sprang auf und trat an jenen kleinen Tisch, auf dem der goldene Kasten stand, in dem die Zigaretten lagen. Teufel, dieser aufgeklappte goldene Deckel trug ein einaraviertes Adelswappen:

Nachdruck Ruperlager. Neben ihm

Auf dem Helm mit schwarz und goldener Decke zwei von Schwarz auf Gold geteilte Büffelhörner . . . in dem goldenen Felde zwei gekreuzte schwarze Totenknochen, über diesen statt des Totenschädels eine — — —

Waltherspiel bog seinen Kopf nach vorn.

— — — eine schwarze Rose.

* * *

Waltherspiel war im Begriff, den Deckel zuzuklappen und das Wappen zu betrachten, als der Madernburgsche Diener eintrat.

„Frau Baronin läßt Herrn Doktor in ihr Zimmer bitten." Der Diener führte Waltherspiel nach einem luxuriös in Gelb gehaltenen Zimmer in dem oberen Stockwerk. Perserteppiche betteten den Schritt. In einer Ecke nahe an dem Fenster befand sich ein Spinett. Die Waltherspielschen Finger liefen zärtlich an dem edlen hellen Holz entlang. Das Warten schien ihm endlos. Die Baronin kam nicht. Auf einem Tischchen lag ein aufgeschlagenes Buch in rosa Saffianleder. Eine altertümliche Pendüle tickte. Es roch sehr schwer nach irgendeinem Wohlgeruch, den Waltherspiel nicht kannte. Es war sehr hübsch und stimmungsvoll in diesem Raum.

Die Baronin stand mit einemmal im Zimmer, ohne daß man wußte, wo sie herkam. Waltherspiel erlebte die Enttäuschung, daß sie kindlicher und hübscher aussah, als er nach dem flüchtigen Eindruck durch den Türspalt schließen mußte. Das war kein maskenhafter, raffinierter und verwegener Frauentyp — sondern einfach eine blasse, hübsche, etwa fünfundzwanzigjährige Frau, die ihn aus sehr großen dunklen Augen unstet flimmernd und fast krankhaft ansah. Sie trug im Gegensatz zu vorher ein sehr sonderbares Mittelding von Morgenrock und Abendkleid. Rote Seide, an den Rändern pelzgefaßt und ausgeschnitten.

„Warten müssen — ja? Sehr böse?"

Sie sprach ein hartes, abgerissenes Deutsch mit stark exotischem Akzent. Trotzdem klang die Stimme angenehm und melodiös. Die Hand war weich und schlank. Der Druck ganz lasch und ohne Kraft.

Sie zeigte auf die breite Ottomane, die fast in die Zimmermitte ragte. „Bitte." Sie setzte sich ihm gegenüber auf ein kleines Polster. Ihre Augen schienen nun, nachdem das Licht von vorn in die Pupillen fiel, aus dem Schwarz ins Grüne schimmernd wie zwei edle Steine.

Die Baronin drehte ihren Kopf ganz voll zu Waltherspiel herum, lächelte ein wenig, sagte dann:

„Ich habe Sie herauf gebeten, weil ich um Vergebung bitten wollte."

„Warum?" Waltherspiel sah fragend auf das rosa Seidenhändchen, das sich aus dem tiefen Ausschnitt hervorstahl.

„Warum? Ja, mon dieu, des Hundes wegen. Ich habe ihn hineingelassen, weil ich wußte, daß er beißt. Dieses Tier . . . o, ich wünschte, daß er beißen würde."

Waltherspiel war starr. Er hatte das Empfinden, daß das Zimmer überheizt sei oder daß ein Eisenband um seiner Schädel liege und ihn drücke. Er besann sich.

„Ja, mein Gott, aus welchem Grunde? Kannten Sie mich denn?"

Er merkte wie sie ihre Augen senkte und auf seine Finger starrte.

„Etwas müßte vorher doch gewesen sein. Gelt, Baronin — irgend etwas? Zum allermindesten ich hätte doch die Ehre haben müssen, Ihnen früher einmal vorgestellt zu sein."

Sie lachte kurz und schneidend auf. Wurde plötzlich wieder ernst. Sie beugte ihren Kopf noch tiefer und fixierte seine Stiefelspitzen.

„Fichtre — nein. Warrrum? Ich wollte sehen, was für ein Gesicht Sie machen, wenn der Hund die Zähne fletscht. Eh, mon cher, das ist sehr interressant. Es gibt Leute, die dann schreien und irgendwohin sich retten wollen. Das ist die Crapule, deren Feigheit und Gemeinheit sich im Morast dieses Hauses spiegeln darf."

Waltherspiel verbarg sein Staunen hinter lächelnder Gelassenheit. Er verbeugte sich. „Und die andern?"

„Ja, die andern . . ." Die Baronin legte ihre Stirn in Falten. „Ich werde Ihnen etwas sagen, Dr. Waltherspiel. Wenn ich Sie zu jenen andern zählen würde, säßen Sie nicht hier. Ich habe nämlich durch den Spalt der Tür gesehen, wie der Hund vor Ihnen stand. Sie blieben ruhig. Ihr Gesicht war nicht verzerrt. Und da . . ."

Plötzlich hob sie ihren Kopf und blickte Waltherspiel mit großen, feucht gewordenen Augen an. „Ich glaube, daß Sie zu dem weißen Ring der Auserwählten zählen . . ."

Waltherspiel empfand, daß seine Pulse klopften. Ohne Zweifel war das Zimmer überheizt. Seine Stirne wurde feucht. Herrgott, dachte er.

„Darf ich Sie als Freund betrachten, Dr. Waltherspiel?"

Waltherspiel verneigte sich.

„Es gibt für mich nur Freunde oder Feinde. Ich verachte Kompromisse. Oh, um alles in der Welt nichts Halbes . . . keine Lauheit. Passembleu . . ."

Frau von Madernburg war aufgestanden. Ihr Kleid glieb an dem Fuß des kleinen Sessels hängen. Sie bückte sich, um es zu ordnen. Waltherspiel stieg jähe Röte ins Gesicht. Hals und Schultern der Baronin bis zur Büste lagen frei. Von dem Nacken bis zum Rücken zog sich eine blutigrote Narbe. Was denn war das? Einer häßlich unterlaufenen Strieme ähnelte es . . . der Narbe eines Peitschenhiebes.

Im Begriff sich aufzurichten, trafen sich die Augen Frau von Madernburgs mit denen Waltherspiels. Sekunden drehte sie sich ab. Plötzlich trat sie dicht an Waltherspiel heran und reichte ihm die Hand.

„Versprechen Sie mir etwas, bitte."

Waltherspiel verneigte sich und küßte die ihm dargebotene Hand.

„Kommen Sie nicht wieder in dies Haus. Hören Sie. Ueberhaupt es ist am besten, wenn Sie Bischofswerda möglichst bald verlassen. Die Athmosphäre dieses Hauses . . . dieser Gegend ist mit Gift geschwängert. Wenn die Sonne hinter dem Gesels von Schönermark verschwindet, ist es mir, als ob sich Höllenschatten niedersenken. Man fühlt den Teufel nicht, man sieht ihn nur. Nur den Schatten sieht man. In diesem Schatten leben und gedeihen wir. Wie die guten Lebewesen Sonne brauchen, um zu blühen und um Frucht zu tragen, treiben wir nur Blüten oder Früchte in der Nacht. In der Sonne würden wir verwelken."

Waltherspiel war bleich geworden. „Um Gottes willen . . ." sagte er. „Um Gottes willen . . ."

Die Baronin machte ein paar Schritte an das Fenster Sie preßte ihre Stirne an die Scheiben. Schloß die Augen.

Es klopfte. Die Baronin fuhr herum. „Mein Mann . . ." Sie riß die Tür zum Nebenzimmer auf. „Gehen Sie. Sie sollen gehen."

„Nein." Waltherspiel blieb stehen. „Warum? Ich wüßte keinen Grund."

„Nein, Sie wissen keinen Grund." Sie nickte vor sich hin. Ihr Blick hing starr in seinem. Er spürte, daß sie etwas sagen wollte und nicht konnte. Die Flamme der Erregung faßte nun auch ihn. Teufel . . . dachte er.

Die Baronin ging jetzt plötzlich an die Tür zum Treppenhause. Ihr Gesicht war kreidebleich. Sie riß die Türe auf. Niemand war zu sehen. Vor der Schwelle kauerte der Barsoi. Die gelben, kalten Raubtieraugen blinkten. Der Barsoi fletschte seine Zähne. Betroffen blickte Waltherspiel auf Frau von Madernburg. Sie stand jetzt wieder an der Türe, die zum Nebenzimmer führte. Sie war sehr bleich und lächelte. Ein sonderbares Lächeln. Der Barsoi zeigte knurrend seine Zähne.

Die Baronin zeigte auf den Hund. „Wenn mich jemand schlagen wollte, würde Senta ihn zerfleischen."

Eine jähe Welle Blut stieg Waltherspiel ins Hirn. Langsam . . . jede Silbe scharf betonend, fragte er: „Auch — Ihren Mann?"

„Ohne Zweifel!" schrie sie. Schrill, fast kreischend. Barsoi sprang an Waltherspiel vorbei. Die Tür schlug zu. — —

* * *

Als Waltherspiel hinunterging, begegnete ihm Madernburg. Dieser sah ihm scharf und mit gefrorenem Lächeln in die Augen.

„Nun?"

Indessen, ehe Waltherspiel ein Wort erwidern konnte, wechselte der Ausdruck Madernburgs zu spöttischer Gelassenheit.

„Hat man allergnädigst die Audienz beendet?"

„Ja." Waltherspiel bemühte sich, zu lächeln. Ein paar Atemzüge blieb er so an dem Gesicht des andern hängen. Er betonte jede Silbe, als er sagte:

„Leider war der Prinzgemahl nicht da, Baron von Madernburg."

Madernburg nahm plötzlich eine kalte Miene an, hob die Hand und winkte ab.

„Prinzgemahl ist gut." Danach schob er einen Ledersessel zum Kamin, sah verstohlen nach der Armbanduhr und sagte:

(Fortsetzung folgt

Die Zwillinge.

Skizze von Elfriede Müller.

Bevor der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausbrach, gehörte Jakob Oldham zu den bekanntesten Farmern von ganz Tennessee, denn er züchtete schon damals die besten Pferde für Uncle Sam. Ebenso berühmt hatten ihn aber auch die Zwillinge gemacht, seine beiden Kinder John und Ruth, die einander mehr glichen als ein Ei dem andern und Anlaß zu vielen spaßigen Geschichten gaben, die infolge ihrer Verwechslung entstanden. Wenn Ihr meint, daß man damals doch leicht einen Jungen von einem Girl hätte unterscheiden können, so überseht Ihr dabei, daß Oldhams Kinder sozusagen auf dem Rücken der Pferde zur Welt gekommen waren und keine anderen Gewänder als Wams und Lederhose kannten.

Als sie heran wuchsen, wußten es bald alle Burschen in Tennessee, daß Jagdhiebe und blaue Bohnen, die von einem der beiden kamen, so wenig zu unterscheiden waren wie die Zwillinge selbst. Man wußte auch, daß die beiden zusammenhingen wie zwei Kirchenglocken in einem Turme, von denen man die eine nicht anstoßen kann, ohne daß die andere zum Schlage ausholte. Kurz, wenn der alte Reverend Moon über die Liebe predigen wollte, dann erzählte er Geschichten von John und Ruth, den Unzertrennlichen.

Aber das Schicksal denkt zuweilen anders als die Reverends, und wenn es zwei, die sich lieben, voneinander trennen will, schickt es dem einen von ihnen einen Freier.

Eines Tages war es um Ruths Herz geschehen. John besaß nur noch die Hälfte. Er sagte nicht viel; aber in der übernächsten Nacht sattelte er sein Pferd, ritt 500 Meilen und trat in Jansons Armee ein, der damals tüchtig von den Indianern zugesetzt wurde. Nachdem man mit den Rothäuten fertig geworden war, brach der Krieg um die Sklavenbefreiung aus. Janson marschierte gegen die Südstaaten.

John Oldham war mit dem Herzen bei der Sache, obwohl er nicht genau wußte, auf welcher Seite sein Vater stand. Aber nach Tennesse würde es ja wohl nicht gehen. —

Ruths Verlobter hieß Thomas Moré; sein Vater stammte aus Frankreich und war, wie die meisten seiner ehemaligen Landsleute, gegen die Freilassung der Sklaven. Vater Oldham schwankte noch etwas; aber da Ruth mit überzeugendem Eifer den Standpunkt ihres Bräutigams vertrat, so machte er sich ihn schließlich auch zu eigen. Was hätte aus den Plantagen werden sollen, wenn man die Schwarzen laufen lassen mußte?

Also Kampf gegen die überspannten Nördlichen!

Nachdem Thomas in das Heer General Bourbanks eingetreten war, verschwand auch Ruth eines Tages. Oldham hatte nicht viel anderes erwartet und ließ sie reiten. Schließlich blieb sich's gleich, wer von beiden das Haus hütete und wer die Flinte schulterte.

Am Platte River stießen die Nördlichen mit den Südlichen zusammen. Es gab schwere Kämpfe mit wechselndem Kriegsglück, und die Erbitterung auf beiden Seiten wuchs, je länger die Entscheidung sich hinzog. John Oldham stand beim 21. Regiment und war Korporal geworden. Viel zu schaffen machten den Nördlichen die zahlreichen Spione, die sich von Bourbanks Armee herüber schlichen. Eines Tages erfuhr John von der Einlieferung eines Spions namens Oldham beim 15. Regiment. Man erzählte, daß er nach Sonnenuntergang erschossen werden solle.

John hatte einen Freund bei den Fünfzehnern, der ihm das Zelt zeigte, worin der Gefangene lag. Es war neben dem großen Fouragedepot errichtet und wurde von dessen Posten mit bewacht. So fiel es John nicht schwer, unbemerkt hinein zu gelangen.

„Rubby", sagte er leise, „also ist es doch wahr."

„John, — bist Du es?"

„Hier sind zwei Pistolen. Zieh' meine Korporalsjacke an. Drüben am Waldrand steht mein Pferd."

„Und Du?"

„Das geht Dich nichts an, Rubby."

„Ich bleibe."

„Dann verliert der Vater zwei . . ."

Es wurde 7 Uhr. Eine Eskorte betrat das Zelt und führte den Gefangenen ab. John war nicht mehr da.

Außerhalb des Lagers hatte man ein Grab aufgeworfen. Dem Gefangenen wurden die Augen verbunden. Sechs Mann luden die Gewehre.

Da sprengte ein Reiter heran. „Halt, Ihr habt den Falschen; ich bin der Spion."

„Es ist nicht wahr, ich bin der richtige."

Der Reiter stieg vom Pferde.

„Kein Zweifel", sagte der Leutnant, „das war der Spion, den wir fingen."

„Ihr irrt", schreit John, „mich habt Ihr gefangen."

Sie kamen beide vor das Feldgericht. Und dort stellte sich die Wahrheit heraus. Ruth, schon auf der Flucht, war umgekehrt, von Angst um des Bruders ungewisses Schicksal erfaßt, und hatte seine Füsilierung verhindert. Oder aufgeschoben. Denn das Urteil lautete: Erschießt beide.

Der Gerichtsspruch wurde unter Trommelwirbel bekannt gemacht.

Allein die Soldaten riefen: „Wir töten keine Frau!"

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Abraham Lincoln nicht von der Sache erfahren hätte! Der kannte den alten Oldham und dekretierte: „Schickt die Zwillinge nach Hause!"

Am nächsten Tage fiel der letzte Schuß des Bürgerkrieges, und der Waffenstillstand wurde unterzeichnet, der den Sklaven endgültig die Freiheit brachte.

Dort, wo das Grab geschaufelt war, ließ Abraham Lincoln im Jahre darauf den Farmern eine Kirche mit zwei Glocken im Turme bauen. Um sie her entstand die Stadt Twinefurt.

Der Königstiger.

Skizze von Ilse-Charlotte Noack.

Im Zoologischen Garten in Amsterdam reiht sich ein Raubtierzwinger an den andern. In dem größten, gewölbeartigen, der von einem breiten Pfeiler getragen wird, liegt der Königstiger. Selten können die Zuschauer seine Größe und Stärke bewundern. Fast immer verbirgt er sich hinter dem wuchtigen Pfeiler und sieht verachtungsvoll auf die Menschen, die sich harmlos an dem der Freiheit beraubten Herrn der Dschungel erfreuen. Manchmal glimmt es in seinen grünen Augen sehnsuchtsheiß nach dem verlorenen Reiche. Dann heult er wild auf. Bald aber ist wieder stumme Verachtung sein Ausdruck.

Ein Paar kommt im Sonnenscheine den Weg entlang.

„Merkwürdig, Dich gerade hierher zu bestellen", sagt die schlanke, blonde Frau zu dem hochgewachsenen Manne an ihrer Seite.

„Der Konferenzsaal der Gesellschaft ist in der Nähe. Wahrscheinlich will van Medden seine Besprechung mit mir unauffällig gestalten. Sonst hätte er wohl auch nicht um Deine Teilnahme beim Tee gebeten."

„Hast Du Hoffnung, daß er Dir eine bessere Stellung bietet?"

Ein Achselzucken. „Was kann der verarmte Sprößling eines mediatisierten deutschen Fürstenhauses erwarten!"

„Doch wohl mehr als diese armselige Kaufmannsstellung im Auslande!" Die harten Linien in ihrem schönen, schmalen Gesicht treten schärfer hervor. „Uebrigens — ich bekam heute einen Brief von Tante Vicky. Sie hat den Rest ihres Gestütes an Meerheim verkauft. Ob ich nicht einige Wochen mit ihr reisen möchte!"

„Etwa vom Meerheimschen Gelde? In seiner Stimme schwingt ein dunkler Ton.

Ihre Verlegenheit sucht nach einer Ablenkung. „Ach sieh, Edgar, da kommt ja Herr van Medden schon."

Höflich begrüßt der breitschultrige Holländer das Paar. Man wechselt einige verbindliche Worte, dann will sich die Frau zurück ziehen. Mehr als die schwebenden Verhandlungen reizt sie, noch einmal den Brief zu lesen, den Tante Vicky heimlich mitgeschickt hat.

„Bitte bleiben Sie, Mevrouw! Das Schicksal Ihres Gatten ist auch das Ihre."

Sie zuckt leicht zusammen. Der Brief in ihrer Handtasche läßt die Anrede „Erlaucht" nicht vermissen.